Zeitschrift: Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: 63 (1970)
Heft: [1]: Schülerinnen

Artikel: Auf Du mit wilden Tieren
Autor: Guggisberg, C.A.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-989316

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf Du mit wilden Tieren

Ich kann mich noch gut erinnern, wie meine Eltern mich an meinem zehnten Geburtstag in eine Buchhandlung führten und mir erlaubten, selber ein Geschenk auszuwählen. Ich griff nach einem gewichtigen, zweibändigen Werk mit herrlichen Bildern von Urwäldern und wilden Völkerstämmen. «Im dunkelsten Afrika» lautete der Titel, und H. M. Stanley war sein Verfasser. Nachdem ich diesen Expeditionsbericht mit fiebriger Spannung gelesen hatte, stand es für mich fest, dass ich Afrikaforscher werden müsste. Ich begann Bücher über den dunkeln Erdteil zu sammeln, musste aber bald einmal erkennen, dass die geographischen Geheimnisse Afrikas längst gelüftet waren. Seit jeher hatte ich mich auch für Tiere interessiert, und aus den vielen Reisebeschreibungen, die ich verschlang, erschloss sich mir Afrika mehr und mehr als ein Paradies der Grosstierwelt. Wenn es keine Nilquellen, kein Mondgebirge und kein Timbuktu mehr zu entdecken gab, so konnte ich doch wenigstens mein Glück als Löwen- und Elefantenjäger versuchen. Die Bücher der grossen Kamerajäger der zwanziger und dreissiger Jahre – Cherry Kearton, Martin Johnson, Bengt Berg – brachten mich indessen von diesem Gedanken ab. Das lebende Tier begann mir wertvoller zu erscheinen als die tote Trophäe, und ich studierte Zoologie, in der Hoffnung, später einmal als beobachtender und photographierender Naturforscher durch Busch und Steppe zu streifen.

Mein Traum ging nach Ende des Zweiten Weltkrieges in Erfüllung. Über zwanzig Jahre lang habe ich nun in Afrika gelebt. Als ich Europa verliess, war das Studium tierischen Verhaltens eine noch wenig bekannte Wissenschaft, und wenn einer um ein Stipendium nachgesucht hätte, um in der Serengeti Löwen oder

in Uganda Elefanten zu studieren, so wäre er wohl als verrückt erklärt worden. Heute kommen viele junge Leute mit derartigen Stipendien angerückt – ich aber musste mir in Afrika erst einmal ein Auskommen verschaffen, bevor ich mich meinen Wildbeobachtungen zuwenden konnte. Ich fand eine Anstellung als Zoologe an einer Abteilung des Medizinischen Forschungsinstitutes von Nairobi, die sich mit den tierischen Reservoiren und Überträgern menschlicher Krankheiten befasst. Erst studierte ich Sandfliegen, dann Zecken, und schliesslich wurden mir die Kleinsäuger, namentlich die Nagetiere, als Arbeitsgebiet zugewiesen.

Meine Freizeit gehört dem Studium der afrikanischen Grosstierwelt, und es könnte mir in dieser Beziehung keine Stadt günstigere Gelegenheiten bieten als gerade Nairobi. Gleich ausserhalb der letzten Häuser liegt der Nairobi-Nationalpark, und in wenigen Minuten bringt mich mein Auto zu den Löwen, Geparden, Nashörnern, Zebras, Giraffen und Antilopen. Längere Urlaube benützen meine Frau und ich zu Safaris in die anderen Wildschutzgebiete Ostafrikas.

Wo die Pioniere der tierkundlichen Afrikaforschung mit ihren Trägerkarawanen in langen, ermüdenden Märschen dahinzogen, fahren wir heute in raschem Tempo im Auto einher und legen in wenigen Stunden Entfernungen zurück, für die sie Wochen und Monate brauchten. Der Geländewagen gibt uns grosse Reichweite und Beweglichkeit. Wir brauchen nicht zu jagen, um für einen ständig hungrigen Tross Nahrung zu finden, und wir sind sehr viel besser geschützt gegen die tückischen Tropenkrankheiten, die so manchem Forscher den Tod brachten. In den Schutzgebieten haben die Tiere sich weitgehend an die Autos gewöhnt und verhalten sich, als ob überhaupt kein Mensch in der Nähe wäre. Der Kraftwagen wirkt sozusagen als Tarnkappe. Es werden uns Einblicke in das ungestörte Tierleben gewährt, wie sie unseren Vorgängern nie möglich waren. Wird der vom Auto aus beobachtende Zoologe einmal von einem

Junger Mähnenlöwe im Nairobi-Nationalpark

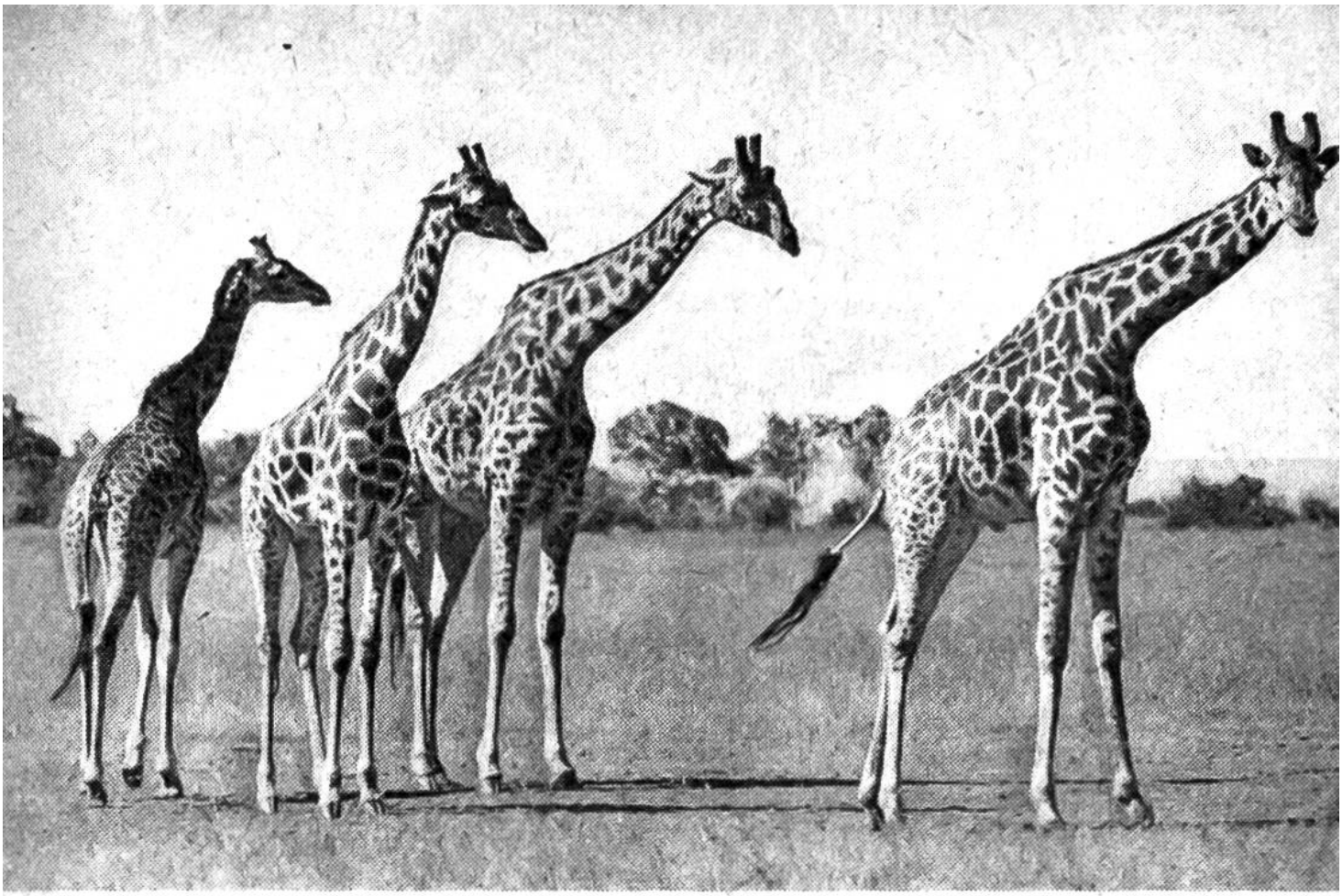
Elefanten oder Nashorn angegriffen – was durchaus vorkommen kann –, so drückt er eben auf den Starter und fährt schleunigst weg. Es ist etwas ganz anderes, so einem erbosten Riesen zu Fuss gegenüberzustehen. Ich habe es erlebt und betrachte es heute noch als ein Wunder, dass ich damals nicht von einer wütenden Elefantenkuh zertrampelt wurde.

Durch meine häufigen Besuche im Nairobi-Nationalpark wurden mir die dort hausenden Löwen bald einmal als Individuen bekannt, und daraus ergab sich die Möglichkeit eines jahrelangen, systematischen Studiums dieser prächtigen Grosskatzen. Es war schon lange vermutet worden, dass Löwen nicht einfach wahllos herumwandern, sondern bestimmte, ziemlich scharf begrenzte Reviere oder Territorien hatten, und ich konnte dieses territoriale Verhalten bestätigen. Zwei grosse Mähnenlöwen hielten mehr als fünf Jahre lang gemeinsam ein Gebiet von

140 km² besetzt, das sie hartnäckig gegen andere männliche Löwen verteidigten. Ihr Territorium umfasste die Jagdgebiete von nicht weniger als drei Rudeln von Löwinnen und Junglöwen. Ein Rudel, bestehend aus zwei Löwinnen und acht Jungen, durchstreifte ein Areal von 33 km², während eine einzelne Löwin mit drei Jungen ein Revier von etwa 20 km² bejagte. Die männlichen Löwen schlossen sich bald der einen, bald der anderen Gruppe an. Mähnenlöwen sind im allgemeinen eher faul und lieben es, sich zu Gast zu laden, wenn Löwinnen ein Gnu, ein Hartebeest oder ein Zebra geschlagen haben. Ich will damit nicht sagen, dass Mähnenlöwen nie jagen. Ich habe drei männliche Löwen gekannt, die sich auf das Schlagen von Büffeln verlegten und es fertigbrachten, selbst grosse Bullen niederzureissen, denen die gelben Katzen sonst höchstens zu Leibe gehen, wenn sie in grösseren Verbänden jagen.

Es mag zwischen Löwinnenrudeln hie und da zu «Grenzstreitigkeiten» kommen; im grossen ganzen herrscht aber weitgehende Toleranz, und die Jagdreviere können sich um ein gutes Stück überschneiden. Ich habe im Nairobi-Nationalpark nie wieder ein so grosses Territorium feststellen können wie das von den beiden oben erwähnten Mähnenlöwen eingehaltene. In der Serengeti gibt es dagegen noch grössere Territorien. Manche Löwen ziehen dort den wandernden Wildherden nach und haben möglicherweise je nach Jahreszeit ein Revier in der Savanne und ein anderes in der offenen Steppe.

Ein interessantes Studienobjekt sind im Nairobi-Nationalpark die Giraffen, deren es innerhalb der Parkgrenzen immer so um die 80 bis 100 hat. Das Fleckenkleid dieser Tiere ist oft als «Schutzfarbe» bezeichnet worden, doch halte ich dies für einen Irrtum. In dem Gelände, wo Giraffen am häufigsten anzutreffen sind, kann man sie so wenig übersehen wie Fabrikschornsteine, und selbst wenn sie im Walde stehen, so verraten sie sich, indem sie mit den Ohren wackeln, den Kopf schütteln oder mit dem Schwanz die Flanke peitschen. Schutzfarbe ist nur wirksam,



Keine zwei Giraffen sind genau gleich gezeichnet

wenn ihr Träger völlig regungslos verharrt. Giraffen sind ausgesprochene Augentiere, die über grosse Distanzen in visuellem Kontakt miteinander zu bleiben vermögen. Da keine zwei Giraffen genau gleich gezeichnet sind, dürfte das Fleckenmuster wohl eher der gegenseitigen Erkennung dienen.

Ausgiebig habe ich mich auch mit Nashörnern beschäftigt, und zwar sowohl mit dem eher unberechenbaren Schwarznashorn wie auch mit dem viel friedlicheren und ausgeglicheneren Breitmaulnashorn. Schwarznashörner studierte ich vorwiegend im Amboseli-Reservat am Fusse des Kilimandscharo. Es gibt dort Individuen, die ich seit vierzehn Jahren kenne. Ein gegen Ende des Jahres 1953 geborenes Nashorn habe ich im Laufe der Zeit vom drolligen Kälbchen zum massigen Bullen heranwachsen sehen. Im Gegensatz zu den Giraffen sehen die Nashörner schlecht und sind vor allem Nasentiere. Mehrfach habe ich beobachten können, wie einer dieser Riesen wie ein Hund mit der Nase am Boden der Fährte eines Artgenossen folgte.

Der Verfasser mit einer jungen Dikdik-Antilope

In meinen Büchern, Artikeln und Vorträgen bin ich darauf ausgegangen, das wahre Leben der afrikanischen Tiere zu schildern. Ebensosehr ist es mir aber immer darum zu tun, zur Erhaltung dieser Tierwelt aufzurufen. Die Löwen, Leoparden, Nashörner, Elefanten, Giraffen und alle die anderen Grosstiere sind einzigartige Naturdenkmäler und des Schutzes ebenso würdig wie die Denkmäler menschlichen Schaffens. Sie bedürfen unseres Schutzes sogar noch mehr: Was Menschenhand geformt hat, kann nötigenfalls wieder nachgebildet werden. Eine ausgerottete Tierart aber ist für immer und ewig verloren! Von ganzem Herzen habe ich deshalb seinerzeit die Schaffung des «World Wildlife Fund» begrüsst.

C. A. W. Guggisberg